

# Sylvia Plath: Im schöpferischen Akt des Schreibens den Tod besiegt



Titel Sylvia Plath:  
Die Tagebücher

Autorin Sylvia Plath.  
Deutsch von Alissa  
Walser

Verlag Frankfurter  
Verlagsanstalt

Preis 54 Mark, 496  
Seiten

Inhalt Ein literari-  
scher Hochgenuß -

trotz der Verwüstungen, Streichungen  
und Unkenntlichmachungen, die der  
Ehemann in den Bekenntnissen der un-  
glücklichen Autorin angerichtet hat.

Von PATRICK HORST

Das Schreiben war ihr Therapie. Brachte sie keine Zeile zu Papier, fühlte sie sich nicht nur sterbenskrank, sondern war es auch - gefangen im „Karussell der Panik-Blockaden“. Sylvia Plath konnte das Leben nur schreibend bewältigen, im kreativen Akte des Schreibens besiegte sie den Tod, der ihr beständig auf den Fersen war, immer wieder aufs neue.

Im Februar 1963, kurz nachdem „Die Glasglocke“ in England erschienen war und sie in den grandiosen „Ariel“-Gedichten ihre tiefsten seelischen Verwundungen literarisch verarbeitet hatte, ereilte sie, die gerade Dreißigjährige, der Tod dennoch. Es bleibt bis heute ein Rätsel, daß sie sich just zu dem Zeitpunkt das Leben genommen haben soll, als sie den langersehnten Durchbruch endlich geschafft hatte.

Noch 35 Jahre nach ihrem Tod sind nicht alle ihre Werke veröffentlicht, geschweige denn ins Deutsche übersetzt. Ihr Ehemann Ted Hughes, von dem sie sich im Herbst 1962 trennte, aber nicht mehr geschieden wurde, wacht bis heute als gestrenger Zerberus über ihren Nachlaß. Es ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit: Ausgerechnet der Schatten, den ihr Ariel hinweggeblasen hatte - Plath schrieb die große Mehrzahl ihrer „Ariel“-Gedichte in einem wahren Schöpfungsrausch kurz nach

der Trennung von Hughes - fing sie mit ihrem Tod wieder ein. Es gibt bis heute keine „Ariel“-Veröffentlichung, so wie Plath sie vorgesehen hatte.

Die jetzt, 15 Jahre nach ihrem Erscheinen in den USA, ins Deutsche übersetzten „Tagebücher“ sind ein Torso. Ted Hughes hat vieles, darunter fast alles, was Plath in ihren letzten drei Lebensjahren in die Tagebücher schrieb, vernichtet. Die verbliebenen Notizen, die den Zeitraum von 1950 bis zum Mai 1962 umfassen, hat er mit dickem Filzstift geschwärzt. Wer sich von den Tagebüchern neue Aufschlüsse über Plaths Ehe, aber auch über ihr schwieriges Verhältnis zur Mutter erhoffte, wird enttäuscht.

Beim Lesen des Vorworts steigt die Wut in einem auf. Derselbe Ted Hughes, der einen Großteil der Aufzeichnungen vernichtet hat, gibt seiner Hoffnung Ausdruck, daß die Veröffentlichung dennoch „sinnvoll und nützlich ist“. Er maßt sich an, ihr Werk in Kategorien des „wahren“ und „unwahren“ Selbst zu beurteilen: Ihre frühen Veröffentlichungen „und mit Sicherheit alle Prosa“ hätten unter ihrem Ehrgeiz gelitten, wären „wie etwas Unreines gewesen, nicht mehr als „ein Nebenprodukt ihrer Schwangerschaft“. Erst in „Ariel“ und in ihren Tagebüchern hätte sie die Stimme ihres „wahren Selbst“ gefunden.

Trotz aller von Hughes angerichteten Verwüstungen, die sogar weniger stehenlassen, als wir schon aus anderen Werken von und über Plath wissen, sind die „Tagebücher“ ein literarischer Hochgenuß. Ein Genuß, der leider durch die manchmal etwas holprige und ungenaue Übertragung von Alissa Walser geschmälert wird. Nur ein kleines Beispiel: Warum übersetzt sie das Gefühl Plaths, „middling good“ zu sein, mit „Mittelmaß“ anstatt mit dem schöneren und treffenderen Wort „mittelpträchtig“?

Alle größeren und kleineren Widrigkeiten der Editierung können jedoch letztlich nicht verhindern, daß sich die ungeheuer erfahrungs- und empfin-

dungsreiche Sprache Plaths auch in ihren Tagebüchern Bahn bricht. Schon die 17jährige, die im Sommer 1950 ihre Erlebnisse während eines Sommerjobs beschreibt, verfügt über ein fast vollendetes Sprachgefühl, eine geniale Kompositionskunst. Als Leser steht man da wie die Autorin beim ersten Kuß: „voller Verlangen, elektrisiert, zitternd“.

Sylvia Plath war ein Wunderkind. Zu Beginn der Junior High School hatte sie in einem Intelligenztest den Fabelwert von 160 erreicht, während ihrer gesamten Schul- und Collegelaufbahn erzielte sie fast nur Bestnoten. Plath veröffentlichte schon als Jugendliche gegen Honorar in angesehenen Zeitschriften, und sie heimste Auszeichnungen, Stipendien und Literaturpreise im Dutzend ein.

Doch Sylvia Plath, der 1982 post mortem der Pulitzer-Preis verliehen wurde, war eben auch ein Kind der 40er und 50er Jahre im streng puritanischen Amerika. Für Frauen war damals, und mochten sie noch so beeindruckende Leistungen erzielen, nur eine gesellschaftliche Rolle vorgesehen: die der treusorgenden Ehefrau und Mutter. Plath ist sich dieser von außen überstülpten Erwartung tiefest bewußt, sie lebt ein Leben unter einer „Glasglocke“. Ihr ganzes Schreiben, das zeigen die „Tagebücher“ erneut in aller Intensität, kreist um diesen zentralen Lebenskonflikt: Wie kann sie eine erfolgreiche Schriftstellerin und zugleich Ehefrau und Mutter sein?

Bis kurz vor ihrem Tod hatte sie, wie es von ihr erwartet wurde, ihr eigenes Leben dem ihres Ehemanns fraglos untergeordnet. Am 10. März 1958 schrieb sie in ihr Tagebuch - und dieser Satz sagte über die Prioritäten in ihrem Leben alles: „Nichts zählt außer Ted, Teds Schreiben und mein Schreiben.“ Seit dem Herbst 1962 stand erstmals ihr Schreiben (neben den Kindern) an erster Stelle. Doch dann kam dieser unerklärliche Tod, und Sylvia Plath wurde die unter qualvollen Schmerzen errungene Autonomie wieder entrissen.